**Predigt im Semesterschlussgottesdienst**

**(Predigtreihe zum Philipperbrief)**

**in der Heidelberger Universitätskirche am 23. Juli 2017**

**Phil 4,21-23**

**Dekan Prof. Dr. Christoph Strohm**

Grüße und Segenswunsch

21 Grüßt alle Heiligen in Christus Jesus. Es grüßen euch die Brüder, die bei mir sind.

22 Es grüßen euch alle Heiligen, besonders aber die aus dem Haus des Kaisers.

23 Die Gnade des Herrn Jesus Christus sei mit eurem Geist!

Liebe Gemeinde,

als ich vor vielen Jahren an meiner Habilitationsschrift arbeitete, ging ich eine Zeitlang jeden Tag in die Würzburger Universitätsbibliothek und saß dort von früh bis abends. Während dieser Monate lernte ich in den Kaffee-Pausen Studierende kennen, die dort ebenfalls von früh bis abends ihr Examen vorbereiteten. Die intensivsten Pausengespräche führte ich mit einer Jurastudentin, die sich dort auf das Examen vorbereitete. Weil schnell klar war, dass ich Theologe bin, kreisten die Gespräche bald um Fragen der Religion und die Gottesfrage. Die Studentin brachte mir das Buch des Philosophen, Mathematikers und Nobelpreisträgers Bertrand Russell „Warum ich kein Christ bin“ (1927) mit, ein Klassiker der Religionskritik. Ich versuchte Argumente für den christlichen Glauben zu formulieren. Es gelang aber nur in Ansätzen. Die Ideologieanfälligkeit, insbesondere die Standortgebundenheit der vermeintlich objektiv-neutralen Religionskritik, zu erweisen, war noch einigermaßen leicht möglich. Aber das Zentrum des christlichen Glaubens, dass Gott uns in Gestalt eines Menschen, eines Gekreuzigten, anschaulich, greifbar wird, sich uns zuwendet, konnte ich doch nicht recht begründen.

*Eine* grundlegende Antwort gab meine Gesprächspartnerin selbst, als ich sie nach den Gründen für ihr Interesse an der Sache des christlichen Glaubens fragte. Sie antwortete: „Immer wenn ich mich als Kind von meiner Großmutter verabschiedete, strich sie mir das Kreuzeszeichen auf die Stirn. Das begleitet mich bis heute.“

Religion ist etwas sehr Persönliches und Unverwechselbares. Der Zugang zur Religion erfolgt in menschlich-persönlichen Kontexten. Er gelingt kaum durch rationale Schlussfolgerung, vielmehr durch Wahrnehmen, Probieren und Einüben, durch Musik. Die Vernunft kann hier keine Gewissheiten herstellen. Das Eigentliche bleibt entzogen, muss immer neu entdeckt werden, zugesprochen werden. Die Eindeutigkeit, die wir uns ersehnen, gibt es nur in Momenten oder im Rückblick. Wir bleiben Teil dieser Welt mit all ihrer Unvollkommenheit, ihrer Zweideutigkeit, ja, ihrer tiefen Ambivalenz.

Umso auffälliger und sperriger und auch fremder erscheint es, dass Paulus am Ende des Philipperbriefes so massiv von „den Heiligen“ spricht. Sowohl die Adressaten werden so angesprochen: „Grüßt alle Heiligen in Christus Jesus“, als auch die Absender: „Es grüßen euch alle Heiligen…“ Das wirkt für unsere heutigen Ohren etwas dick aufgetragen.

Was haben wir unter den „Heiligen“ zu verstehen? In der Grußformel „Grüßt alle Heiligen in Christus Jesus“ ist ein enger Bezug zwischen Heilig-sein und „In-Christus-Sein“ hergestellt. Heilig-sein geht gar nicht ohne das „In-Christus-Sein“. Es hängt nicht an den eigenen Hochleistungen, sondern an der Zugehörigkeit, der Verbundenheit mit Jesus Christus; daran, dass man sich in seinem Machtbereich und nicht in dem anderer Mächte befindet. Das Kreuzeszeichen, das jedem Täufling in der alten (katholischen und lutherischen) Taufliturgie auf die Stirn gestrichen wurde und wird, soll das sichtbar machen: Mit der Taufe wechselt der Täufling aus dem Herrschaftsbereich irgendwelcher Mächte in den Herrschaftsbereich Jesu.

Kurz vor der Jahrhundertwende, im Jahr 1999, war ich als Mitglied der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Kirchliche Zeitgeschichte damit beauftragt, zusammen mit katholischen Partnern eine Veröffentlichung zu erarbeiten: eine Sammlung von jeweils 13 katholischen und evangelischen Märtyrerbiographien aus dem 20. Jahrhundert. Bei der Auswahl ging es natürlich um die Kriterien. Unseren katholischen Kollegen standen dabei selbstverständlich die Kriterien der Heiligsprechungsverfahren vor Augen. Wir Evangelischen hingegen betonten, dass das Vorbildliche und Exemplarische der Märtyrer in ihrem unerschütterlichen Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes, das sich durch die Welt nicht überwinden lässt, zu sehen sei, nicht jedoch in einem „makellosen“ Leben. Auch ihr Leben bleibt wie jedes menschliche Leben in Sündhaftigkeit und Gottferne verstrickt. Um das sichtbar zu machen und keiner problematischen Stilisierung von Heiligen Vorschub zu leisten, nahmen wir nach längeren Diskussionen eine besonders heikle Märtyrerbiographie in die Sammlung auf: Oskar Brüsewitz; den Pfarrer, der sich 1976 aus Protest gegen die Unterdrückung der Kirche durch die Machthaber der DDR vor der Michaeliskirche in Zeitz mit Benzin übergoss und anzündete. Hier ist das mutige Zeugnis unauflöslich vermischt mit der Schuld, sich durch die Selbsttötung am Leben versündigt zu haben. Auch wenn das Beispiel Oskar Brüsewitz‘ ein Extremfall ist, gilt die Ambivalenz, die Zweideutigkeit, die für jede christliche Existenz heute charakteristisch ist, auch für Heilige und Märtyrer.

Auch die Heiligen stehen vor Gott mit leeren Händen und kommen kaum über das Wort des Vaters, der Jesus um Heilung seines epileptischen Jungen bittet, hinaus: „Alsbald schrie des Kindes Vater und sprach: ‚Ich glaube; hilf meinem Unglauben.‘“

Noch einmal zurück zu der Jurastudentin, von der ich eingangs sprach. Sie hatte große Schwierigkeiten, den christlichen Glauben zu begreifen. Und doch hielt das Kreuzeszeichen, mit dem ihre Großmutter sie immer zum Abschied segnete, die Sehnsucht, glauben zu können, wach. Martin Luther hat in seiner Heidelberger Disputation vom April 1518 solche Erfahrungen gedeutet. Er stellt hier einer problematischen Theologie der Herrlichkeit die wahre biblische Kreuzestheologie gegenüber. Der Theologe oder die Theologin der Herrlichkeit meint, mithilfe der Vernunft aus der Herrlichkeit der Schöpfung auf Gott schließen zu können. Das ist für Luther aber eine Illusion. So kommt man nur auf den Gott, der Teil meiner kleinen menschlichen Welt ist, nicht aber auf den lebendigen Gott. Das richtet sich gegen die Scholastiker mit ihren vermeintlich überzeugenden Gottesbeweisen. Der Kreuzestheologe oder die Kreuzestheologin ist die, die nicht über das unsichtbare Wesen Gottes spekuliert, sondern das Sichtbare und „die Rückseite“ Gottes durch Leiden und Kreuz erkennt, wie Luther sagt.

Was bedeuten diese etwas dunklen Worte? Gott lässt sich nicht dort finden, wo unsere stolze Vernunft ihm einen Platz zuweisen zu müssen glaubt, sondern dort, wo er sich uns offenbaren will: in einem Gekreuzigten, wider alle menschliche Weisheit. Die dunklen Sätze der Heidelberger Disputation erschließen sich, wenn man den lateinischen Begriff für „Rückseite“, „posteriora“, in den Blick nimmt. Das ist der Begriff, der in der Vulgata-Übersetzung der Mose-Geschichte in Ex 33[,23] verwendet wird [die wir vorhin in der Lesung gehört haben]. In dieser Geschichte begehrt Mose, Gott endlich einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Gott antwortet: Das kannst du nicht, kein Mensch kann das, dein Gesicht würde verbrennen. Aber wir können folgendes machen. Du stellst dich in eine Felsspalte, und wenn ich vorübergezogen bin, nehme ich meine Hand von dir und du kannst mich von hinten („posteriora“) sehen. Darauf nimmt Luther Bezug. Gotteserfahrung, Erkennen Gottes gibt es offensichtlich nicht anders als in der Uneindeutigkeit dieser Welt, in Kreuz und Leiden. Erst im Nachhinein drängt sich mir die Deutung auf: Das kann kein Zufall gewesen sein. Hier hat Gott in meinem Leben gehandelt. Es gibt Führung und Fürsorge in meinem Leben. Und das erschließt sich gerade in Kreuz und Leiden, wo meine stolze Vernunft nicht mehr weiter weiß. Die Schwierigkeiten einer vernünftigen Beantwortung der Gottesfrage, wie sie die Jurastudentin formuliert hatte, sind das eine. Das andere ist das Zeichen des Kreuzes, das offensichtlich eine weitreichende Wirkung erzielte.

Das *zweite* große Thema der knappen, dürren Sätze am Ende des Philipperbriefes ist „Abschied und Segen“. Am Ende des Briefes gibt es nicht noch einmal wohlmeinende Wünsche und Ermahnungen, sondern den Zuspruch des Segens. „Die Gnade des Herrn Jesus Christus sei mit eurem Geist!“ Kein Abschied ohne Segenszuspruch. In einer meiner bayerischen Heimaten sagt man bis heute „Pfüa Gott“ oder „Pfiat di“. „Pfüa Gott“ ist nichts anderes als der alte Segenswunsch „Behüte Sie Gott“. „Pfiat di“ ist die Kurzform von „Behüte dich Gott“. Angesichts eines außerordentlich verschärften Traditionsabbruchs in Mitteleuropa, scheint es dringend angeraten, solche Reste einer tief religiös geprägten Kultur zu bewahren und wieder stärker ins Bewusstsein zu bringen. Natürlich hilft es nicht, hier auf künstliche Weise etwas einführen oder wiedereinführen zu wollen. Wenn ich jetzt mit dem Gruß „Pfüa Gott“ anfangen wollte, würde ich erstaunte Reaktionen hervorrufen. Aber es gibt einen Abschieds- und Segensgruß, wo alles gesagt ist und der uns noch heute vertraut ist: „Adieu“ – „Gott befohlen“.

Für mich ist das Gespräch mit der Jurastudentin in Würzburg irgendwann in einer kleinen Pause vor 25 Jahren folgenreich geworden. Als ich viele Jahre später die Situation hatte, selbst dauernd von meiner kleinen Tochter Abschied nehmen zu müssen, habe ich mich daran erinnert. Bei jeder Verabschiedung am Zug, wenn sie wieder zu schreien begann, weil ihr Vater wegfuhr, berührte ich sie mit dem Kreuzeszeichen an der Stirn. Und ich tat das dann immer, bei jedem Abschied. Eines Tages, sie war wohl gerade vier Jahre alt geworden, tat sie dann dasselbe mit mir. Und wir machen das nun schon viele Jahre immer noch genauso. Und ich weiß mich dadurch gesegnet.

Es ist klar, dass solch eine Geschichte vor dem Forum der Vernunft nur als Sentimentalität durchgeht. Und manch einer von Ihnen mag denken: „Jetzt wird der Prediger langsam senil.“ Gleichwohl, es fasziniert, verwundert und berührt mich, dass aus dem kleinen Moment vor 25 Jahren eine so große – für mein kleines Leben so große! – Geschichte geworden ist. Alles nur Zufall? Das ist mir nicht wirklich plausibel. Vielmehr macht mich diese Erfahrung demütig und dankbar. Und ich finde auch noch ein paar gute vernünftige Argumente. Selbst ein kritischer Geist wie Immanuel Kant, der die reine Vernunft mit allen Mitteln der Kunst zerpflückt hat, wusste, dass es neben der reinen Vernunft noch etwas anderes gibt, eine Urteilskraft, die anders funktioniert, wo es um ästhetisches Empfinden, um das Gefühl von Fülle oder – wie andere dann später sagten – einer Art Gefühl schlechthinniger Abhängigkeit geht.

So halte ich mich an die Worte der Alten, die mit Sprachkraft das Wesentliche zum Ausdruck gebracht haben, wie Jochen Klepper das in seinem Lied „Gott wohnt in einem Lichte“ in vollkommener Weise tut: „Aus seinem Glanz und Lichte, tritt er in deine Nacht: Und alles wird zunichte, was dir so bange macht.“ (EG 379,4)

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen.